



Schwarzwälder Sonntagsblatt

Ar. 50/238

Anzeigenpreis: Die einspaltige Zeile 20 Pfg., die Reklamezeile 50 Pfg.

Altensieg, Sonntag 12. Oktober

Bezugspreis im Monat 50 Pfennig Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig

1930

Sonntagsgedanken

Fortschritt

„Fortschritt“! Ein wahres Zauberwort in unseren Tagen! Man muß mit dem Fortschritt gehen“ ist ein, wenn nicht der einzige wirkliche Lebensrundsatz vieler Tausende. Um des Fortschrittes willen müssen andere Ueberlegungen, z. B. der Sparsamkeit, weit zurücktreten; ja, um des verprochenen Fortschrittes willen darf hier und da auch einmal grauenhafte Zerkürung des Bestehenden angerichtet werden.

Was bedeutet denn Fortschritt? Rein wörtlich: es ist ein Fortschreiten von einem Platz zum anderen. Darum ist es ein gefährliches Ding, mit dem Fortschritt gehen wollen und nicht um sein Woher und Wohin sich irgendwelche Gedanken machen!

Zwei Marschrichtungen des Fortschritts lassen sich deutlich erkennen in unserer Gegenwart. Die eine Richtung hat die Herrlichkeit und Allgewalt des Menschen zum Ziel ohne Anerkennung des Ewigen, Göttlichen. Wo immer noch menschliche Gemeinschaft und menschliche Arbeit, z. B. Familienleben, Erziehung, Wohlfahrtsarbeit, oder wo die Berufsauffassung im Ewigen begründet ist, da arbeiten solche „fortschrittlichen“ Menschen an der Zerstörung dieser Verankerung und an ihrem Ersatz durch rein menschliche Zielsetzungen. Am deutlichsten geht dieser Weg der Volkshenimismus.

Aber auch ein Fortschreiten in umgekehrter Richtung ist mehr und mehr erkennbar. „Gott alles in allem“ ist dieses Fortschrittsziel. Religion, ganz gewiß nie und nirgends mehr Sache des Zwanges, sondern der Freiwilligkeit, soll doch nimmer Privatfache sein in dem Sinne, daß ganze große Lebensgebiete außerhalb der Bindung an Gottes Recht in eigenem Recht und Gesetz, d. h. im Recht der Selbstsucht und Liebeslosigkeit leben dürften. Rein, Ede und Familie, Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft, das ganze private und öffentliche Leben soll von einer letzten, höchsten Verantwortung dem heiligen Gott gegenüber getragen und beherrscht sein. Der Glaubensgehorsam soll eine im ganzen öffentlichen Leben spürbare, tätige Kraft werden.

Kein Wunder, daß die heutige Zeit eine Zeit ernstesten, leidenschaftlichen Kampfes ist. In ihrem Fortschritt prallen zwei mächtige Heere aufeinander und ziehen auch die Unentschlossenen mehr und mehr in den Kampf hinein. „Fortschritt“ im neutralen Sinne und ohne eine bestimmte Richtung gibt es nicht; an ihn zu glauben, ist gedankenlose Träumerei. Vom Ausgang des Kampfes im deutschen Volk hängt es ab, ob Leben oder Tod des deutschen Volkes wartet. Darum: Wer mit dem Fortschritt gehen will, der entscheide sich über sein Woher und Wohin und lasse sich nicht willenlos treiben!

Gott und Volk

Gott gewant kein Volk, ebe er nicht den Einzelnen gewonnen hat. Und Gott wartet darauf, daß er eine Großtat an deiner Seele vollbringen kann.

Wozu ist Gott, wenn er die Erde nicht heilt?
Gott ist in dir, du sollst die Erde heilen!

Blund.

Ob ein Volk inneren Adel hat, wird daran offenbar, ob es sich schämen kann und ob es ehrsüchtig ist. Den Wert eines Volkes ermisst man daran, ob seine Lebenssitte auf Scham und Ehrfurcht oder auf Schamlosigkeit und Ausdringlichkeit gegründet sind. Unsere Zeit macht sich eine Last daraus, alle Scham herunterzureißen, alle Ehrfurcht zu verhöhnen.

Rassel.

Die Blicke der beiden jungen Menschen trafen sich wie zufällig.

„Eine . . . böse Nachricht, Herr Große?“

Er versuchte ein Lächeln.

„Wie man es nimmt. Ein Freund von mir teilt mir eben mit, daß sich . . . meine Braut mit einem anderen verlobt hat. Sie sind sogar schon verheiratet.“

Bolle fuhr aus dem Sessel hoch und starrte Karl an.

Ueber Gretes Gesicht ging helle Freude, die sie aber zu verbergen suchte.

„Ist das möglich!“ staunte Bolle. „Einem Mann wie Sie . . . wird 'n Mädel untreu?“

Karl lachte ein wenig bitter.

„Einem Mann wie ich! sagen Sie, Herr Bolle. Was bin ich denn? Ein atmofischer, rückständiger Mensch, der seine Freude in der Arbeit sucht, der von der jetzigen Zeit nicht in den Strudel gerissen werden möchte. Ein Mann, der den Menschen nicht nach dem Gelde bewertet. Meine Braut war eine . . . Schauspielerin am Kölner Schauspielhaus. Sie . . . wollte nicht warten. Sie lebt ihrer Kunst . . . und dann kommt erst der Geliebte, der Mann. Damit muß man sich abfinden. Ich wollte mir eine Existenz aufbauen und sie dann zu mir holen. Aber der Vogel ist davongeflattert. Möge er das finden, was er sucht.“

„Lut es Ihnen . . . recht weh, Herr Große?“ fragte Grete bebend.

„Eigentlich nicht,“ lächelte er. „Ich wundere mich selber darüber. Aber es ist nicht anders. Die räumliche Entfernung hat unsere Herzen auch getrennt. Wir haben beide erkannt, daß die große Liebe doch nicht zwischen uns ist. Das Schicksal ist gerechter, als wir Menschen schlechtlich annehmen wollen. Ich denke immer, wenn mir was schief geht: Wer weiß, zu was es gut ist.“

Bolle strahlte über das ganze Gesicht.

„Da tun Sie recht, Herr Große. Das ist bestimmt zu was gut.“

Karl mußte wohl, was der gute Bolle meinte, und er mußte lachen.

Der Schem lugte wieder aus seinen Augen, als er sagte: „Vielleicht . . . vielleicht, Herr Bolle.“

Und damit verließ er das Büro.

Als sie allein waren, sah Bolle seine Tochter schmunzelnd an.

„Also, der Große war heimlich verlobt. Det is jut. Mit ne Schauspielerin. Det is noch besser. Am besten aber ist, daß das Mädel in Köln so vernünftig ist und ihn laufen läßt. Er hätte ja nicht zu ihr gepaßt. Meinste nich, Grete?“

Aber das Mädel senkte erglühend den Kopf und antwortete nicht.

Am Abend in Bolles Villa.
Sturm über dem Atlantik.

Bolle fühlte es, als er Minna gegenüber sah. Aber nicht allein auf Minnas, sondern auch auf den Gesichtern der vereinigten Familie Bolle war zu lesen, daß Sturm zu erwarten war.

Georgine und Dina sahen neben der Mutter.

„Bolle,“ begann Frau Minna nach dem Abendessen, „weißt du schon von Grete, daß sie dem Baron geschwieben hat, daß sie die Verlobung rückgängig machen will, weil sie ihn nicht liebt? Weißt du das?“

„Det weiß ich, Minna,“ sagte Bolle friedlich.

„Und? Und? Hast du da nicht kräftig Bescheid gesagt?“

„Das hab ich! Die Verlobung war die größte Dummheit, die sie machen konnte. Das hätte sie sich besser überlegen sollen. Aber sie hat die Dummheit in einer unbegreiflichen Laune gemacht.“

„Und da soll sie ihn heiraten!“

„Neel!“

Frau Bolle stand erregt auf. „Nicht? Da steht ihr wohl noch bei?“

„Minna,“ sagte Bolle beschwichtigend, „seht laß uns mal vernünftig reden. Die Grete hat die Dummheit gemacht, oder sie hat sie eingestanden und will die Sache wieder in Ordnung bringen.“

„Dann soll sie ihn heiraten.“

„Neel! Ich habe gegen den Baron nichts. Aber ich will nicht, daß meine Jüngste unglücklich wird.“

„Dann willst du einen Gesellschaftsstand?“

„Was heißt Stand! Ich will lieber, daß ein paar lose Mäuler ein paar Tage lang über Grete herzlichen, als daß das Mädel zeitlebens unglücklich wird.“

„Unglücklich?“ sagte Frau Minna erbozt. „Wie kann unser Kind mit einem Ehrenmanne wie dem Baron unglücklich werden? Er liebt ihr!“

Bolle sah seine Frau durchdringend an. Seine Stimme war tiefest, als er weitersprach:

„Minna, bist du so 'ne schlechte Mutter?“

Sie zuckte bei seinen Worten zusammen.

„Ich will das Glück von Grete.“

Er schüttelte den Kopf. „Neel, Minna, was das Glück für Grete ist, das weißt du nicht, das weiß ich nicht. Das Mädel muß sich das Glück selber suchen. Da wollen wir mit unseren plumpen Händen nicht reinfassen, das merk dir.“

„Grete wird den Baron heiraten!“ sagte Frau Bolle fast energisch. „Oder ich bin deine Frau gewesen.“

Bolle lachte auf. „Du sprichst, als wenn du überhaupt noch meine Frau bist. Neel, neel, das biste nur noch vor den Leuten. Ich habe mal 'ne gewisse Minna Krauthofe geheiratet, das war 'ne liebe Frau, 'ne gute Mutter, die an den Kindern gehangen hat, und die auch mich liebte. Minna, das biste schon längst nich mehr.“

Sie starrte ihn entsetzt bei seinen Worten an.

„Weißt du, was du jetzt bist? Een übergeschnapptes, aufgetafeltes Wesen, das sich wegen meiner Taler sonst was einbildet. Dein Herz, dein gutes Herz von früher, das haste ganz vergessen.“

„So, nun weißte wie ich über dir denke. Ich habe dir lange Zeit gelassen, hab gedacht, es ist wie 'ne Krankheit, die vorübergeht, aber es ist doch nicht so. Du wirst alle Tage übergeschnappter, merkst nicht, wie die Leute über dich lachen und bildest dir sonst was ein.“

Frau Bolle rang nach Worten.

„Du . . . du willst doch nicht leugnen, daß ich die Firma Bolle würdig repräsentiere, und daß ich eine Rolle in der Gesellschaft spiele.“

„Das leugne ich nicht. Neel, neel, du spielst schon 'ne Rolle. Aber 'ne andere als du denkst. Die Menschen lachen über dir wie aufs Theater über die komische Alte.“

Nun fiel Frau Minna Bolle in Ohnmacht. Die Töchter sprangen hinzu und stützten sie. Blühende Blicke trafen den robusten Bolle, der sich endlich einmal alles vom Herzen geredet hatte.

Bolle fühlte sich jetzt überflüssig auf dem Kriegsschauplatz und zog sich zurück. Er ging zu dem üblichen Wochenkat, Karl hatte ihm versprochen, mitzukommen.

Baron Rudolf von Hochgesang bewohnte eine elegant möblierte Wohnung am Kurfürstendamm und hatte diesen Mittwoch eine Anzahl Gäste bei sich.

Nachdem sie gut gespeist hatten und der Weine in den Gläsern perlte, sagte er: „Meine Herren, ich habe Sie zu mir gebeten, um mit Ihnen zusammen den großen Coup zu machen, über den ich Ihnen schon Andeutungen machte. Es handelt sich um einen großen Wettcoup, der den Buchmachern Deutschlands ein paar hübsche Millionen kosten soll.“

Alle hörten interessiert zu.

„Sie wissen, daß Sonntag über acht Tage der Große Preis von Berlin gelaufen wird. Sie wissen, daß in diesem Rennen die Elite der Pferde an den Ablauf geht. Unter den Pferden ist Hektor vom Stalle der Herren von Weinberg vertreten. Das Pferd ist absolut überlegen, so gut die anderen Pferde auch sind. Selbst wenn das Pferd am Ablauf ein Duzend Längen verliert, wenn es das ungünstigste Rennen der Welt hat, es gewinnt mit Längen. Die Situation ist absolut geklärt. Hektor, der gesund und rein im Temperament ist, gewinnt das Rennen. Darüber wird sich niemand von ihnen im Zweifel sein.“

Sie nickten ihm zu. Herr von Schmalstid sagte: „Aber . . . es ist kein Geschäft mit Hektor. Das Pferd gewinnt im Kanter. Doch was bringt es? Vielleicht zwölf für zehn, wenn es hoch kommt. Aber niemals mehr. Vielleicht gibt es auch nur den Einsatz wieder.“

Baron von Hochgesang lächelte und sagte: „Hektor . . . wird dreißig für zehn bringen, wenn wir wollen.“

Ungläubig lagen die Blicke der anwesenden Herren auf des Barons Antlitz.

„Wie . . . soll das möglich sein?“

„Hören Sie meinen Vorschlag, meine Herren. Wir müssen uns zu einem Konsortium zusammenschließen, das mindestens sechs Millionen Mark bei den Buchmachern im ganzen deutschen Reich unterbringt, eventuell sogar im Auslande. Ich nehme an, daß mir fünfzehn Leute dazu in der Lage sind. Ich persönlich verfüge über ein Vermögen von 150 000 Mark. Daron mache ich zwei Drittel flüssig und riskiere es. Sie sind, als Spielklubhaber, sicher in der Lage, größere Summen zu bringen. Also sechs Millionen bei den Buchmachern und . . . fünfhunderttausend Mark auf ein anderes Pferd am Totalisator, daß die Quote Hektors auf dreißig gebracht wird.“

Karl der Große

ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

UNSERE RECHTSMITTE DURCH VIELLE COUPEMEISTER WERDEN SA

Der Briefträger trat ein.

„Morgen! Een Einschreiben für Herrn Karl von Große.“ Karl schien einen Augenblick zu erschrecken, aber dann lächelte er und sagte: „Da hat sich sicher einer meiner Freunde wieder einen Späß gemacht. Wollen Sie mir den Brief aushändigen. Ich bin Karl Große.“

Der Briefträger sah auf die Adresse. „Det wird wohl stimmen! Unterschreiben Sie man, Herr Große.“

Nachdem das geschehen war, grüßte er und verschwand.

Karl erbrach den Brief und las.

Grete betrachtete ihn unmerklich und sah, wie er blaß wurde beim Lesen der Zeilen.

Der Brief schien ihn sehr zu erregen.

Als er geendet hatte, ließ er ihn sinken und sah in Gedanken verfunken vor sich hin.

Dann knisterte er ihn zusammen und steckte ihn ein.



Einen Augenblick war Ruhe. Die Herren sahen sich einander an. Der Vorschlag war wiederkehrend. Lange unterhielten sie sich darüber. Und sie wurden sich einig, das Geschäft zu riskieren. Der geneigte Leser wird erkennen, daß Baron Rudolf von Hochgesang damit von den ehrenhaften Traditionen des deutschen Adels abwich.

Warum fallen im Herbst die Blätter?

Von Dr. K. Francé

Ich hebe ein Blättchen auf, das der Herbstwind vor meine Füße rollt. Was bedeutet dieses Blatt? Den herbstlichen Laubfall. Warum tritt er ein? Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, daß er eintritt. Und zwar, bevor er nötig ist. Nützlich aber wird er, da der Bodenfrost den Bäumen die Möglichkeit nimmt, sich im Winter genügend mit Wasser zu versorgen. Die Nadelbäume mit ihren Trodenheitsanpassungen, die aus den Blättern nur ein Mindestmaß von Feuchtigkeit abgeben, bedürfen des Laubfalles nicht. Und wenn man Laubbäume aus unserem Klima in eines verpflanzt, das keinen Bodenfrost hat, zum Beispiel also nach Madeira oder Brasilien, dann hört dort auch der Rhythmus des Laubfalles auf, und die Bäume werden immergrün.

Aber das Abwerfen des Laubes geschieht nicht nach mechanischen, sondern nach biologischen Gesetzen.

Mechanisch wäre es, wenn die Blätter nach den ersten Tagen, in denen das Bodenwasser gefriert (was gemeinhin eintritt, wenn es etwa eine Woche lang ständige Temperaturen unter dem Nullpunkt gibt), einfach abfallen würden. So aber findet der Laubfall bekanntlich nicht statt. Im deutschen Klima beginnt der Bodenfrost meist erst um Weihnachten, oft erst im Januar. Die Vorzeichen des großen Laubfalles zeigen sich aber noch in den letzten Sommertagen, gegen Ende September. Denn dann beginnen sich zuerst einzelne Blattbüschel zu verfärben. Der Prozeß macht erst gegen Mitte Oktober so namhafte Fortschritte, daß er überall sichtbar wird.

Nicht der Frost tötet die Blätter, sondern der Baum selber. Er zieht aus ihnen das Brauchbare heraus, verwendet das Eiweiß, den Zucker, das Stärkemehl; er „evakuiert“ sie, wie man im Kriege Magazine und Werkstätten leert, bevor man eine Stellung aufgibt.

Dann sperrt er durch ein besonderes Kortgewebe im Blattstiel die Verbindung zwischen Blatt und Baum. Zuletzt hängt das Blatt abgestorben, weß und überflüssig oben. Dann schüttelt ein Windstoß es herunter, oder es löst sich aus dem geringsten Anlaß ab, namentlich nach einer frostkalten Nacht. Bis das geschieht, sind die Blätter des kommenden Jahres schon als Knospen vorbereitet.

Das sind die Tatsachen. An ihnen läßt sich nicht zweifeln. Ist das aber ein Mechanismus chemo-physikalischer Kräfte?

Rein und tausendmal nein! Der Baum handelt so, „als ob“ er vorwissend wäre, was kommen wird. Das, worauf wir so stolz sind, das Aktive in uns, das ist auch in ihm da. Zugegeben: in einfacheren, in anderen Formen, aber doch im Prinzip. Er begehrt auch Handlungen, das heißt, er vollzieht Zusammenhänge, die auf ein Ziel gerichtet sind, und dieses Ziel ist, so wie bei allen Handlungen des Menschen, das Vernünftige, nämlich die Wohlfahrt des Lebens. Und darum glaubt seit einiger Zeit die Wissenschaft an ein Innenleben der Pflanze. Jeder Baum im Herbst sagt uns ein Wort darüber.

Der Vorschlag des Amerikaners

Von Eduard Adrian Schmant

Es gab in Frankreich einmal eine Zeit, in der sich alles zu duellieren müssen glaubte. Das Duell war direkt Mode geworden und jede kleine Gelegenheit wurde benützt, ein Duell auszuführen. War dieser Umstand an sich lächerlich, so zeigten er immerhin in vielen Fällen Unannehmlichkeiten. Es war hauptsächlich bei der königlichen Leibwache Brauch, die meist aus bolsen und hochtrabenden Aristokraten bestand. Sie waren ziemlich unbeliebt bei dem Volke und dies verführte nicht, jede Gelegenheit wieder anzusprechen, und sich lustig über die Höflinge zu machen.

Es war vor nun einmal während eines Balles der großen Pariser Oper, als ein Höflich, Offizier, der gerade mit einem Herrn plauderte, von einem hinzusetzenden Menschen, den er nicht kannte, eine Dreieise erhielt.

Im nächsten Moment konstatierte der Mensch, der ihm diese Dreieise gegeben hatte, daß es nicht die richtige Person gewesen sei, sondern daß er sich gewaltig geirrt habe. Er entschuldigte sich, aber der Offizier forderte ihn natürlich, das Duell fand statt, der Mann, es war ein vermöglicher Amerikaner, wurde leicht verletzt. Das erlitten dem Offizier zu wenig und forderte ihn nach seiner Heilung nochmals. Diesmal verwundete er ihn ernstlich an der Brustgegend. Der Amerikaner schüttelte sich sofort ein und besah sich in seine Stadt.

Das Pariser Volk aber hatte seinen Spott. Die Blätter brachten keine Erzählungen, worin sie brachten, daß die Menschen, die sich mit den königlichen Höflingen schloßen, nichts zu befürchten hätten und noch mehr.

Unser Offizier erwiderte darauf so sehr, daß er aufbrach und sich nach Amerika begab, wo er den Amerikaner nochmals forderte. Der Amerikaner fragte erstaunt, ob er denn noch nicht genug habe, worauf ihm der Offizier entgegnete, er müsse ihn töten, denn er sei dieses seiner militärischen Stellung schuldig. Der Amerikaner sagte daraufhin: „So geben Sie die militärische Laufbahn auf“.

„Das kann ich nicht, denn ich habe kein Vermögen“, entgegnete der Offizier.

„Dann mache ich Ihnen einen Vorschlag. Ich habe eine hübsche Tochter, heiraten Sie dieselbe, ich gebe Ihnen eine Million Mitteln und es ist uns beiden gehalten. Weißt“

Der Offizier verlebte sich tatsächlich in die reizende Tochter des reichen Amerikaners, gab seine militärische Laufbahn auf und begann in Amerika dräben ein neues Leben.

So konnte er nun seinen Schwiegervater schonen und ihm sein Leben lassen.

Gang in den Herbst

Die Sonne sinkt. Des Sommers letzte Kraft Ist eingeströmt in Frucht und süßen Saft. Die Scholle ruht, und alles Sein erstirbt. Stumm gehst du nun, wo weisses Laub verdirbt. Die letzten Feuer sind am Hang vertraucht. Der Wald ist bunt in satte Glut getaucht. Die Ferne, dunstig erst, rückt sonderbar. Ans Herz dir, farbtief und seltsam klar. Und herbe alte Weise weint in dir. Und einsam gehst du, wie verirrtes Tier. Schon steigt der Mond. Die Krähe kreischt. Du frierst. Da ahnst du bang, wie viel du nun verlierst —

Rudolf Habetin.

Aus dem Fliegerleben

Von Hans A. Katmann

Wir hatten im Kriegsjahr 1917 bei einer Fliegerabteilung im Westen monatlang Freud und Leid geteilt und sahen uns neulich, nach Jahren wieder, als alte Kameraden gegenüber, bei einem guten Glase Wein. Nach echter Fliegerart schmelzen wir in gemeinsamen Erinnerungen.

Nach dem „Schwarzen Kettler“ fragte ich, den ich damals süßlich aus den Augen verloren hatte. Er war im Herbst 1917 zu den Kampfeinheiten übergegangen und schloß am ersten Weihnachtstag bei Keims zwei Engländer ab, mitten heraus aus einem dicken Geshwad. Das war das Letzte, was ich von ihm gehört hatte.

„Der hat unter seltsam tragischen Umständen den Tod gefunden“, sagte mein alter Fliegerkamerad, nahm einen tiefen Schluck und erzählte:

Im März 1918, als die große Offensive einsetzte, traf ich den Schwarzen Kettler flüchtig in Charleville auf dem Bahnhof. Er war auffallend ernst und finster. Aus dem Heimaturlaub hatte man ihn gerade telegraphisch zurückgerufen. Er zeigte mir das Telegramm seiner Jagdstaffel und war eben im Begriff, in den Zug zu steigen, als er mir heftig die Hand drückte mit den Worten: „Leb' wohl! Wir sehen uns doch nicht wieder. Ich weiß es genau“. Damit stieg er eilig in „das Abteil, aus dem er mit einem bitteren Lächeln zumante.

Kaum acht Tage später erfuhr ich seinen Tod. Nach einem stürzenden Luftkampf, bei dem er seinen rechten und linken Gegner abgeschossen hatte, brachen ihm auf dem Rückflug — schon hinter der deutschen Front — plötzlich beide Flügel von der Maschine. Aus 800 Meter Höhe fiel er wie ein Stein in die Tiefe. Natürlich sofort tot. Ohne Schmerzen.

Seine Kameraden fanden einen Brief, den er kurz vor seinem letzten Flug nach Hause geschrieben hatte. Der Brief, der unvollendet war, enthielt eine genaue Beschreibung seiner Todesart und hob auf lösenden merkwürdigen Umständen ab. In der Nacht, bevor ihn jenes Telegramm aus dem Urlaub abrief, hatte seine Schwester den Abtanz im Traum gesehen. Wie sich doch in der Luft die Tragflächen lösten und der Bruder mit dem Kumpf des Flugzeuges senkrecht zur Erde niederschob. — „Tausendmal besser so, als zum Krüppel abgeschossen! Ich habe mein Teil geleistet und trete lächelnd ab“. Hier endigte der Brief.

Knapp eine Stunde nach dem Unglück traf eine dringende Depesche aus der Heimat ein: Rückantwort bezahlt. Leb' Leutnant Willi Kettler noch? —

Soweit der Bericht meines alten Kameraden. Raschdenklich blickte ich in mein Weinglas. Das Gebörte war mir kaum fahrlässig. Mein Kamerad mochte meinen Zweifel erraten; denn er fügte noch hinzu:

Auch mir ließ diese Geschichte damals keine Ruhe. Nach Kriegsende suchte und fand ich Gelegenheit, mich bei der Familie Kettler zu erkundigen. Alles hatte seine Richtigkeit.

Damit mühte ich mich zufrieden geben. Ja, es dümmerte mir ungewohnt ein ähnliches Erlebnis an. Nur daß es des trübten Ausgangs entbehrte. Zum Glück muß ich sagen; denn der Hauptbeteiligte hierbei war ich selbst.

Als junger Pilot, noch bei der Fliegerschule, sollte ich eines Tages eine ältere Maschine fliegen, die jedoch neu verspannt und überholt aus der Werk kam. Velters Kameraden, die die Maschine kannten, rieten mir ernstlich ab. Das sei eine Knochenmühle! Ich sollte nur so die Finger davon lassen. Doch ich ließ mich nicht davon machen. Ich wollte fliegen!

Wird schon geben, laute ich und Kettlerle hinein in den „Kahn“. Die Motoren sprangen an dem aufragenden Propellerflügel hoch, drehten durch. Ich gab Bündung. — Nichts. Zum zweitenmal wurde durchgedreht, zum dritten- und viertenmal. Den Monteuren tann der Schweiß über die Baden. Aber der Motor sprang nicht an. Kurz entschlossen, ließ ich die Spritzkanne holen und Benzin in die Ventile träufeln.

So, jetzt muß er! In diesem Augenblick trat ein alter Sergeant von der Startmannschaft zu mir heran. So einer, der seit Jahr und Tag bei der Fliegerlei diente und sich auskannte. Geheimnisvoll frisch er sich den graumelierten Spitzbart und raunte mir zu, ganz dicht an die Bordwand tretend: „Das hat nichts Gutes zu bedeuten. Bleiben Sie mir doch um Gotteswillen aus der alten Röhre!“

Ich sei nicht abergläubisch, gab ich zurück und drückte auf den Zündhebel. Donnernd raste der widerspenstige Motor los. Ich rollte zum Startfeld. Den drohenden Finanz des abseits Redenden Warners überließ ich mit überlegenem Lächeln.

Ich kartete, und — wenige Minuten später lag ich, etwa zwei Kilometer vom Flugplatz, bewußtlos unter den Trümmern der Maschine. Abtanz aus der Kurve infolge Motordefekts!

Wahloes Glück war dabei. Außer einer leichten Gebirner-Kümmertung und einigen Hautabrisürungen hatte ich nichts davongetragen.

Als ich in den Armen des Sanitätlers wieder zu mir kam, stand der graue Sergeant vom Startkommando vor mir, nicht ernst und teilnahmsvoll: „Sehen Sie! Ich hatte Sie gewarnt“.

Taus darauf bejahte er mich auf der Reviserstube, wo man mich vorläufig zur Beobachtung festhielt. „Aber wissen Sie“, er hob er seine strobetische Stimme, „ein Gutes hat Ihr Abtanz gestern doch gehabt“. Verwundert fragte ich wie so. „Jetzt haben Sie wenigstens die Gewißheit, daß Sie heil durchkommen“, verzögerte er mir.

Und so manchesmal später, wenn ich draußen an der Front mit knapper Not dem Fliegerob entronnen war, erinnerte ich mich des Sergeanten mit dem Bari —

Mein Kamerad erob sein Glas, und wir tranken auf das Wohl des alten Sergeanten.

„Da fällt mir noch so eine eigentümliche Geschichte ein“, jagte mein Kamerad und er begann:

Du warst damals schon von der Abteilung weg. Nach deinem bösen Sturz, der deinem Beobachter das Leben kostete. Wir bekamen einige Hilfsmonteurs. Meist ganz junge Leute aus dem Armeelagort.

Ein schwächliches, hellblondes Kerlchen war darunter, ein Westfale. Ein Kind noch ist, und kindlich war seine Art, jedem Flugschaufreier seinen Verzeßungswunsch zu offenbaren: einmal mitliegen zu dürfen! — Wollte ihm aber dann einer den Hals tun, warum denn nicht? — so wick er seltsamer Weise aus. Er kniff reuelrecht.

So auch mal bei mir. Ich merkte, er hatte Angst, und schalt ihn einen Feigling. Er aber deutete mir an, daß es mit seiner Angst, die er schließlich eingestand, eine eigene Bewandnis hätte. Das interessierte mich, und ich brachte ihn zum Sprech.

Seine Mutter dahem, seit Jahren schon gelähmt, hatte ihm das feierliche Versprechen abgenommen, sich unter keinen Umständen mit in die Luft nehmen zu lassen. Auch nicht ein einziges Mal. Denn das bedeutete seinen Tod. Sie ahnte das, sie fühlte es. — Dabei hing doch dem Jungen das Herz daran!

Ich verachte ihn ob dieses Aberglaubens. Und da gerade unser erster Pilot auf uns zukam, so eine richtige Kanone, verließst du, so weichte ich ihn ein. „Ach Quatsch!“ rief der, nahm mir Sturzbrille und Schußbrille weg, sah sich den kleinen Kerl und machte ihn lustig. Laut lachend nahm er ihn dann beim Arm, packte ihn in den Beobachterstuhl seiner Startbereiten Maschine und flog ab mit ihm.

Am Startplatz hatte sich inzwischen eine kleine Gruppe gebildet, die über diese Szene herzlich lachte. „Na, der Kleine ist in besten Händen“, sagte ich und trat unter die Lachenden. Eben wollte ich mir eine Zigarette anzünden, als hinter mir einer aufbrüllte, als sei der Himmel im Einfallen.

Wie der Blitz fahre ich herum und sehe gerade noch, wie das Flugzeug dräben am Waldrand abstürzt. Eine graugelbe Staubwolke wälzt sich am Boden.

Wir laufen los wie die Wahninnigen. Keuchend und in Schweiß gebadet erreichen wir die Absturzstelle. Beide sind tot. Mit gebrochenen Feinen und gebrochenem Rückgrad lauert der junge Konteur im aufgesplitterten Flugzeugrumpf. Mein Sturzbrille, der ihm viel zu groß war, hängt ihm am Sturmschirm im Genick. Auf seinem Gesicht liegt der Ausdruck der Todesangst.

Die Ursache dieses doppelten Todessturzes war nie aufzuklären. Aber die schlimme Ahnung der gelähmten Frau, da irgendwo in Westfalen, hatte nicht geträgt. —

Die Mutter nahm überhaupt im Leben des Fliegers eine hervorragende Stelle ein. Es war eine alltägliche Erscheinung, daß Flieger ihre Mutter förmlich vergötterten. Sie schrieben ihr häufig, täglich fast und mit einer feierlich anmutenden Liebe und Verehrung. Jedes noch so kleine Erlebnis wurde der Mutter berichtet. Photos, kleine Gedichte und getrocknete Blumen aus Frankreichs blutgetränkten Blüten lagen den Briefen bei. Bräute waren selten bei der Fliegerlei. Der Mutter Bild besaßte den Flieger auf jedem Flug.

Ich weiß noch sehr gut, wie ich selbst zu solchem wahrhaft romantischen Mutterkult gekommen bin.

Es war im Anfang meiner Laufbahn als Feldpost, als ich eines Morgens auf einer Refektoriemaschine startete. Meine eigene war aus irgend einem Grunde nicht flugfertig.

Mein Beobachter und ich tranken die „Röhre“ nur oberflächlich; denn unser Auftrag war dringend.

Der Rotor sog gut durch.

Aber kaum fünf Minuten in der Luft überläuft es mich plötzlich eisig. Meine Hände und Füße sättern am Steuer. In höchster Erregung borchte ich auf; denn — trotz des Motorenlärms — höre ich ganz deutlich die Stimme meiner Mutter: „Hans!“ — und wieder „Ha—ans!“ Als wollte sie den vermessenen Knochen vom säbnenden Abarund zurücktreiben.

Ich nehme das Gas weg, habe nicht mal mehr den Mut, in die Kurve zu gehen, und sehe die Maschine auf einen Stoppelacker. Meinem Beobachter, der mich verständnislos anschaut, lasse ich hoffia: „Wir müssen die Maschine nochmal nachsehen“. Ihm paßt das nicht. „Zum Teufel! Wir haben doch keine Sekunde zu verlieren“, ruft er aufgebracht. Aber ich lasse mich nicht beirren und beahne, die Steuerorgane spielen zu lassen. — Und richtig! Das Blut schießt mir zum Herzen. Das rechte Verwindungsfeld ist hart an der Klappe oben, wo es durch die Rolle läuft, gepflast und durchgehewert. Kaum noch so dick wie eine Stricknabel.

Die erste Kurve oder die erste Böe, die mit der Verwindung zu parieren war, hätte uns beiden das Genick gekostet.

Aus großen Augen starrte mich mein Beobachter an. „Metz-wildia!“ brachte er kopfschüttelnd und erblickend hervor, als ich ihn über den Zusammenhang aufklärte.

Auch mein alter Kriegskamerad war stark betroffen.

„Ja“, meinte er und schick sich mit der Hand über die Stirn: „Es gibt eben doch mancherlei zwischen Himmel und Erde, wo von wir uns nichts träumen lassen“.

Der ungebetene Gast

Humoreske von J. G. Gehrlen

Wenn sieben Graulöpfe gemeinsam zur Jagd reisen, so gibt es meist weniger einer Leidenschaft für Pulver und Blei, als vielmehr das in der Tagesarbeit lahm gewordene Gemüt zu erfrischen. Man fühlt sich ein paar Stunden dem Alltagsdunst entzogen und der unbehinderten Natur zurückgegeben, wo es keine klauigen Akten und Kontobücher oder lärmende Maschinen gibt, so daß Herz und Geist einen leichteren Schwingung nehmen, und erst in solchen Stunden erfreulich an den Tag tritt, wie fein und blank die Freunde im Innersten aufeinander eingespitzt sind. Wehe dem, der die heitere Eintracht stören wollte, sei es durch Aufdringlichkeit oder ungehörliches Benehmen.

Solchermaßen aber hatte der Major Steinerle getan, als er sich am Morgen der Abreise in Lodenrock und Wanderschuh, auch mit einem bedrohlichen Schießgewehr versehen, zu den auf dem Bahnsteig wartenden sieben kurzerhand als achter unter dreizehn Hutlüssen hinzugesellte. Er war ein reichlich vorlauter

bert, der sich bereits, ohne eingeladen zu sein, an den Stammtisch der Alten gesetzt hatte, von wo er durch gelinde und weniger gelinde Anspielungen nicht zu vertreiben war. Ihn ohne Umstände beim Krügen zu lassen und vor die Tür zu setzen, verbot die Höflichkeit des Abtags, von der die Neben als Rechtsanwält, Kaufleute und Fabrikanten nicht weniger umfungen waren denn andere Sterbliche. Wie nun eines Tages die Rede auf den bevorstehenden Jagdausflug gekommen war und der Eindringling ungefragt logisch behauptet hatte, sich sehr darauf zu freuen, weil er ein frisches, fröhliches Jagden über alles schätze, hatte man in Verger und Bestürzung den geraden Weg, ihm seine Unhöflichkeit ins Gesicht zu sagen, verpasst, dafür aber später den Tag der Fahrt geheimgehalten, um auf solche Weise dem erwünschten Gast die nicht mißzuverstehende Ansicht über sein Schicksal beizubringen.

Diefer Plan war also, wie durch das Erscheinen des Assessors erschichtlich, mißlungen: er mußte von dem heimlichen Vorhaben unterrichtet worden sein, wozu die Gelegenheiten ja niemals mangeln. Indessen zeigten die dergestalt Ueberrumpelten nichts von Mißmut, kaum Erstaunen; was daher rühren mochte, daß sie schon im Begriff waren, in die höhere Stimmung der Freiheit zu steigen, wo höfliche Rücksichten und Bedenken mitsamt dem sie begleitenden Zwang weifenlos werden und man sich getrost auf den guten Einsall verläßt, der auch einen lästigen Assessor zu beiseite weist. Man war auch guter Dinge, scherzte und lachte, begann auch herzhaft zu frühstücken. Der gute Einsall kam denn auch wirklich, und zwar einem weißhaarigen Justizrat, dessen wie gestoffen rotes Gesicht ihn mit keiner Miene verriet.

Um das Ziel der Reise zu erreichen, mußte nach fast zweitägiger Fahrt die Staatsbahn verlassen und ein waldiges Talabstüchen bestiegen werden. Der Justizrat, der das Amt des Kassensäckers ausübte, hatte den Assessor für gut und geeignet gefunden, die neuen Fahrarten zu lösen; sie wurden, wie das bei Kleinbahnen üblich ist, erst im Abteil durch den Fahrtschaffner gelockt. Als nun der Assessor dem Justizrat die Karten überreichte, ein kleines, längliches Päckchen dünner Pappdeckel, — in dem Augenblick kam der gute Einsall. Schon schaukelte das Päckchen eine ganze Weile in die Landschaft hinein, und schon hätte man im Nebenabteil den Schaffner um die Fahrarten bitten, da fuhr plötzlich der Justizrat erschrocken auf und hielt die Fahrtscheine wie einen Fächer Spielkarten zwischen den Fingern. „Ja — Mensch!“ sagte er zum Assessor, „was haben Sie denn da angefangen? Das sind ja nur sieben Karten. Oder haben Sie die Ihre zurückgehalten?“

Kein, — er hatte alle dem Justizrat übergeben. Was tun? Protokolle, Strafzahlungen, Unangenehmes verschiedener Sorte wird laut.

„Einer muß verschwinden“, rief eindringlich der Justizrat. Er steht von seiner Bank auf, hebt die Mäntel der anderen hoch. „Hier — schnell Assessor — verschwinden Sie!“

Der, höchst bestürzt von seiner Anachronistik, springt auf und wagt sich, um seine Eignung als aufopfernder Bundesbruder einmal im Ernst beweisen zu können, unter die Sitze, worüber der Justizrat und drei andere sich niederlassen und die Bodenmatten wie ein Vorhang fallen.

Raum ist das Werk soweit gediehen, als auch schon der Schaffner das Abteil betritt und um die Fahrarten bittet. Schweigen überreicht der Justizrat das Pappdeckelpäckchen.

Der sorgfältige Beamte zählt erst die Fahrgäste, dann locht er zählend die Karten, eine nach der anderen. Dann aber scheint er sich verzählt zu haben: er rechnet mit aufmerksamen Augen über einem schiefstehenden Koffer nochmals die Reisenden im Abteil nach, darauf nochmals die Karten. — „Entschuldigen Sie, meine Herren“, sagt er etwas unsicher, „sind noch einer im Nebenabteil?“

„Von uns nicht“, entgegnet trocken der Justizrat. „Ja —“, zählt er nochmals, „ich habe hier acht Karten und alle nur sieben Herren. Haben Sie eine Karte zuviel erhalten?“

„Nein“, sagt abermals unerschütterter der Justizrat; und indem er aufsteht, erheben sich die drei anderen gleichzeitig. „Der achte liegt hier unter der Bank —“

In der nächsten Station ist der Assessor schweigend ausgestiegen und hat weder den Stammtisch noch sonstwie den Kreis der alten Freunde jemals wieder gestört.

Das Kotoskop hebt Zeit und Raum auf

Das Kotoskop ist eine neue Erfindung, die relative Zeit und Raum aufhebt. Das ist nicht ganz so weltumwälzend, wie man auf den ersten Augenschein vermuten möchte. Das Kotoskop besteht aus einer Art Fernglas, das in einen kameradähnlichen Kasten mündet, von dem aus wieder optische Wege hinaus ins Freie führen. Es besitzt eine Linse, die sich im 60.000 Teil einer Sekunde schließen und öffnen kann. Das geschieht mit Hilfe eines kleinen genau ausbalancierten Bolinders, der, ähnlich wie die Achsen eines feinen Uhrwerkes, auf Rubinen ruht. Die Geschwindigkeit des Bolinders und somit auch der Linse

kann nach Belieben geregelt werden. Um nun die Arbeitsweise des Kotoskops zu erklären, bedarf es nur eines einfachen Beispiels: Stehen wir an einer Eisenbahnstrecke, auf der ein Expreszug mit 90 Kilometer Geschwindigkeit vorüberkarrt, so werden wir Einzelheiten des Zuges nicht mehr wahrnehmen. Verbinden wir uns aber in einem Zuge, der neben dem Expreszug mit gleicher Geschwindigkeit dahinfährt, so ist die Eigenbewegung des ersten Zuges scheinbar aufgehoben. Nach diesem Grundgesetz arbeitet das Kotoskop. Es wird auf die Bewegung des zu beobachtenden Gegenstandes abgestellt und hebt gleichzeitig dessen Bewegung auf. Auf ganz ähnlichem Prinzip beruhen gewisse kinematographische Aufnahmen für wissenschaftliche Zwecke. Hier wird die große Frequenz der Aufnahmen allerdings nicht durch das schnelle Schließen und Öffnen des Objektives, sondern durch den Wechsel zwischen Verdunkelung und Belichtung des Objektives erreicht. Die Wirkung des Kotoskops ist unbeschreiblich bei Kinoaufnahmen hervorragender. Jeder Lichtspielbesucher hat schon beobachtet, daß rollende Automobil- und Eisenbahnräder still zu stehen scheinen. Das Kotoskop wird für die Technik große Bedeutung gewinnen. So können beispielsweise die Fäden auf den Kunstseidenspindeln deutlich genau während des Arbeitsganges auf etwaige Brüche geprüft, die schnellen Schwingungen eines Drahtes, einer Saite, des Vibrieren der Insektenflügel dem menschlichen Auge sichtbar gemacht werden. Man kann auch den umgekehrten Weg gehen und aus der Abkimmung des Kotoskops auf die Geschwindigkeit des beobachteten Gegenstandes dessen Schnelligkeit errechnen. Maschinen während ihres Ganges auf ihre Betriebssicherheit prüfen. Für die Wissenschaft wie für die Industrie wird die neue Erfindung von Nutzen sein.

Buntes Allerlei

Wenn ein Puritaner baden wollte

In die Badewanne zu klettern, ist für uns heute etwas derartig Selbstverständliches, daß man gar nicht mehr davon reden sollte. Oliver Cromwell, der englische Diktator des siebzehnten Jahrhunderts, war anderer Ansicht. Gegen die Befestigung des Schmutzes hatte er nichts einzuwenden, aber sein puritanisches Gemüt wehrte sich gegen die Entkleidung. Denn das bedeutete nichts anderes als den teuflischen Wunsch, mit seinem Fleische zu prunken, ganz einzeln, ob das Bad in Gegenwart anderer oder ohne Zeugen genommen wurde. Deshalb schrieb Cromwell vor, ein Bad dürfe nur nachts, ohne Licht, in Abwesenheit jedes Spiegels und im abgeschlossenen Zimmer genommen werden. Manche Puritanern genügen diese Vorsichtsmahregeln noch nicht, und einige aus Cromwells Reitergarde stiegen zu alledem in voller Uniform und mit verbundenen Augen in die Wanne.

Eine neue Orgel

In Darmstadt wurde eine elektrische Orgel vorgeführt, die von dem Organisten Jörg Rager mit Unterstützung der Stadt, des Landes Hessen und der Rotgemeinschaft der deutschen Wissenschaft gebaut worden ist. Die Orgel erzeugt die Töne mit Hilfe des Radio und des elektrischen Stromes. Durch Verstärkung oder Abschwächung des Stromes kann die Klangfarbe beliebig verändert werden. Die Vorführung ergab, daß die Orgel von jedem Musiker nach einiger Übung leicht bedient werden kann und über unbegrenzte musikalische Ausdrucksmöglichkeiten verfügt.

Eine Neuerung für Kurgäste

Zum ersten Male haben in diesem Sommer alle größeren Hotels in Schierke als Neuerung eine „kleine Pension“ neben der üblichen eingeführt. Der „kleine Pensionspreis“ ist um etwa 20 Prozent niedriger als der normale, und die Leistungen, die zu dem ermäßigten Preise geboten werden, sind nicht etwa durch kleinere Portionen gekennzeichnet, sondern durch den Fortfall des Zwischengerichtes beim Mittagessen und des Borgerichtes beim Abendessen. Der Gast, der die „kleine Pension“ in Anspruch nimmt, genießt im übrigen die gleichen Vorteile der Hotels wie der „Großpensionär“.

Der Harem als Pestherd

In Indien war unlängst die Beulenpest wieder in heftiger Form ausgebrochen. Der eigentliche Herd der Krankheit schien die Stadt Belgaum in Südbindien zu sein. Die Regierung hatte den Direktor der hygienischen Abteilung nach Belgaum geschickt, und dieser hat nach eingehenden Untersuchungen festgestellt, daß die eigentlichen Herde der Krankheit in den Harems zu suchen sind. Die Ärzte dürfen diese Harems nicht betreten und können daher weder Impfungen vornehmen zur Verhütung des Umsichgreifens der Krankheit, noch können sie die notwendigen Maßnahmen treffen, wenn die Pest wirklich ausgebrochen ist. Die Be-



„Hem Mann, so sagt die Ehefrau, sah immer alles grau in grau; doch rosig sieht er angehaucht in Welt, seitdem er SALEM raucht.“

SALEM
Zigaretten vorzüglich!

Kämpfung der Krankheit in den Harems mußte bisher vollständig unzulässig Frauen überlassen werden, die nicht einmal notwendig haben, einen Kurjus durchzumachen. Jetzt ist der Regierung der Vorschlag gemacht worden, weibliche Ärzte anzustellen, welche in die Harems hineingelassen werden müssen.

Betteres

Der Häuserblock und der Nichtraucher

Es gibt eine alte Volksweisheit; sie sagt: „Wer nicht raucht, der spart sich eine Villa zusammen.“ Von dieser bekannten Villa des Nichtrauchers ist hier die Rede. Herr Fröhlich bewegt sich mit einer dicken Zigarre am Kurfürstendamm in Berlin.

„Was rauchen der Herr für eine wundervolle Zigarre!“ läßt sich ein philosophisch veranlagter Spaziergänger mit ihm ins Gespräch ein. „Ohne indiskret sein zu wollen — wieviel zahlen Sie für solche Zigarre?“

„Ja“, sagt Fröhlich, „fünzig, sechzig Pfennig.“

„Und wieviel solcher kostbaren Zigaretten rauchen Sie wohl pro Tag?“

„Acht Stück, mitunter auch zehn.“ „Und seit wieviel Jahren rauchen Sie?“

„Das können nun schon rund dreißig Jahre sein“, paßt Fröhlich.

„Dreißig Jahre? Lieber Herr! Dreißig Jahre und Tag für Tag acht bis zehn Zigaretten, das Stück zu 60! Wollen Sie etwas wissen, werter Herr? Eine nackte Tatsache? Wenn Sie Nichtraucher wären wie ich — wenn Sie all das schöne Geld gespart hätten in den dreißig Jahren — dann, dann könnte jetzt der stattliche Häuserblock da drüben Ihnen gehören!“

„Gehört er“, fragt Herr Fröhlich, „etwa Ihnen, der Sie nicht geraucht haben?“

„Nein . . . allerdings nicht“, muß der andere kleinlaut zugeben, „der Häuserblock gehört leider nicht mir.“

„Aber mir!“ lacht Fröhlich.

(Aus dem Oktoberheft von Scherls „Magazin“.)

Druck und Verlag der W. Rieder'schen Buchdruckerei, Altenfeld. Für die Schriftleitung verantwortlich: Ludwig Reut.



Nur 4 Pfennig kostet ¼ Liter

MAGGI Fleischbrühe

Henkel hat es wahr gemacht!

Persil ist billiger geworden!

Jetzt, Hausfrauen, nutzt den Vorteil aus! Die Persilwäsche im Haushalt war immer am billigsten, der neue herabgesetzte Preis erhöht ihre Überlegenheit noch mehr! Und daneben haben Sie die großen allgemeinen Vorzüge der Persilwäsche: nur einmaliges kurzes Kochen der Wäsche, ohne Reiben, ohne umständliche Handarbeit, ohne Extrablöße! Das sind Gewinne, die in die Zeit passen! Millionen Hausfrauen in aller Welt waschen heute nur noch mit Persil. Machen auch Sie sich seine unvergleichlichen Vorteile ganz zunutze: nehmen auch Sie für alle Wäsche nur Persil!

Achten Sie immer auf die Originalpackung mit dem Namen Henkel im roten Felde.

Persil bleibt Persil!

Neuer Preis: Normalpaket 40 Pfg., Doppelpaket 75 Pfg.



